

## **Hochschulen in den USA**

### **Eindrücke und Perspektiven aus einem differenzierten System**

Werner Siebeck

Ein Fernsehjournalist, der über die Situation an den deutschen Universitäten berichtet, tut sich nicht leicht. Denn schon seit Jahren gleichen sich die Bilder, die er seinen Zuschauern präsentieren muß: überfüllte Hörsäle, überlastete Professoren und im Massenbetrieb überforderte Studenten mit überlangen Studienzeiten. Auch die abgefragten Statements der Hochschulpolitiker wiederholen sich in ihren Forderungen nach mehr Geld fast schon gebetsmühlenartig. Nichts Neues also von unseren Hochschulen, die sich allein durch planwirtschaftliche Eingriffe gerade noch so über Wasser zu halten scheinen. Und der von seinem Dozenten betreute Studierende ist schon längst in die rote Liste der bedrohten Arten aufgenommen worden.

Gibt es einen Ausweg? Etwa durch das oft zitierte Vorbild USA, wo auch bei den Hochschulen alles ganz anders ist? Die Fulbright-Gruppe, die sich im Herbst 1990 anschickte, das Hochschul-Wunderland Nordamerika zu erkunden, flog mit durchaus gemischten Erwartungen über den Teich. Schließlich hatte man als deutscher "educational expert" seine liebgewordenen Vorurteile über das US-Hochschulsystem gepflegt: elitär, unsozial - oder gar von den Interessen der Industrie beherrscht. Doch schon nach wenigen Tagen wurden die kritischen Etüden immer leiser gespielt. Die Universität als Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden mit ganzheitlichem Erziehungsziel, gar als "Heimat auf Zeit" (Hartmut Igney, S. 7 ff.) - ein hierzulande längst verkommenes Ideal, verwirklicht ausgerechnet im streng marktwirtschaftlich ausgerichteten amerikanischen Hochschulsystem? Zweifellos führt die Campus-Universität zu einer ausgeprägten Identifikation zwischen den Studierenden mit ihrer Hochschule und so sind die Studenten-Wohnheime (Hans-Dieter Zimmermann, S. 17 ff.) auch mehr als nur ein Platz zum Schlafen und Studieren.

Wer in Amerika studiert, zahlt Studiengebühren. Ein System das hierzulande, wo Bildungspolitik vor allem sozialpolitisch definiert wird, auf grundlegende Ablehnung stößt. Vergessen wird dabei jedoch immer wieder, daß die Studienförderung in den USA (Dieter Schäferbarthold, S. 31 ff.) weitaus stärker ausgebaut ist als in der Bundesrepublik. Das liegt vor allem am

amerikanischen Steuersystem, das vielfältige Anreize für private Unterstützungsmaßnahmen bietet, die zu einer breiten Palette von Stipendien geführt haben.

Auch die Alumni-Organisationen an den Hochschulen - eine akademische Kultur, die hierzulande längst untergegangen ist (Michael Kurth, S. 39 ff.) - profitieren davon. Mit dem zumeist unpersönlichen Empfang des Diploms endet die Beziehung eines deutschen Studenten zu seiner Alma Mater von heute auf morgen. Die Hochschulen in der Bundesrepublik Deutschland haben keinerlei Interesse am künftigen Werdegang ihrer Absolventen. Ganz anders in den USA: Dort bleiben die meisten der Absolventen ihrer Hochschule ein Leben lang verbunden; sie dienen ihr als Spender, aber auch - vor allem die in Beruf und Gesellschaft besonders erfolgreichen Absolventen - als Nachweis der Qualität der erworbenen Ausbildung und Erziehung.

Wer das kommunale Engagement etwa der Georgetown University erlebt hat, versteht, welche herausragende Bedeutung die US-Hochschulen für die Stadt und oft für die ganze Region besitzen und welche Probleme sich zugleich durch eine Hochschule für die Stadt ergeben können (Günter Koch, S. 53 ff.). Die Städte nutzen jedoch nicht nur das Potential der "Universitäten". Vor allem die "Community Colleges" mit ihren beruflichen Aus- und Weiterbildungsmaßnahmen haben für die regionale wirtschaftliche Entwicklung an Bedeutung gewonnen (Klaus Fraaz, S. 61 ff.). Der ständig wachsende Qualifikationsbedarf des Beschäftigungssystems hat dazu geführt, daß Weiterbildung auch zu den Aufgaben der Universitäten und Colleges gehört. 97 % der Hochschul-Einrichtungen bieten "credits" für Lernleistungen an, die außerhalb des normalen College-Betriebes erworben werden (Erhart Schulte, S. 77 ff.). Auch dies ein Vorbild für die in der Bundesrepublik Deutschland zunehmende Diskussion um die Weiterbildung an den Hochschulen?

Die Zahl der Partnerschaften von deutschen und amerikanischen Hochschulen steigt kontinuierlich an. Doch vielen US-Universitäten ist das nicht genug. Sie möchten die bilateralen Beziehungen zu einer multilateralen Zusammenarbeit im Rahmen des europäischen ERASMUS-Programmes ausweiten. Eine faszinierende Vision eines transatlantischen Hochschul-Verbandesystems (Fritz Dalichow, S. 87 ff.). Doch Europa ist auf lange Zeit erst einmal mit sich selbst beschäftigt. Schließlich hat der Einigungsprozeß erhebliche Folgen auch für die europäische Hochschullandschaft. Nach dem Muster des wettbewerbsorientierten US-Hochschulsystems (Walter Hess, S. 93 ff.) könnte es zu einem Ranking der europäischen Universitäten kommen. Damit eng verknüpft ist die in den USA gängige Evaluation der Hochschul-

lehre (Wolfgang Krieger, S. 105 ff.), die sich nun auch in der Bundesrepublik durchzusetzen und manchen Dozenten das Fürchten zu lehren scheint.

Vorbild USA? Die Diskussion um die Übernahme einiger Bestandteile des amerikanischen Hochschulsystems in das deutsche wird sicherlich noch in vielen Jahren geführt werden. Aber schon jetzt sind von ihr zahlreiche wichtige Impulse ausgegangen. Und so stehen die Chancen nicht schlecht, daß die journalistische Berichterstattung über unsere Universitäten sich künftig nicht mehr in der Beschreibung des Elendes des Massenbetriebes erschöpfen muß.

Anschrift des Verfassers:

Werner Siebeck M.A.  
Bayerisches Fernsehen  
Redaktion Kulturpolitik  
Floriansmühlstr. 60

8000 München 45